

Verlag Bibliothek der Provinz

Bernd Höfer

EIN HAUS VOLLER NARREN

unter Künstlern, Gaunern und Migranten

Bernd Höfer

EIN HAUS VOLLER NARREN

unter Künstlern, Gaunern und Migranten

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-082-9

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A 1010 WIEN, Sonnenfelsgasse 7/26

www.bibliothekderprovinz.at

Cover Bild: Michael Vonbank

INHALT

Das Haus am Yppenplatz	7
Sen Ibrahim – ein Mann keiner Stunde	22
Eine polnische Installation	36
Werner Schwab – Dramatik ohne Ende	47
Dragan Stojanovic, Zigeuner und Marktfahrer	67
Fredi Zotter, der Meisterschütze	87
Sciencefiction à la carte, oder: Frechberger mutiert zum Flitzer	105
Die heiratslustige Yvette, oder: Ein Go-go-Girl auf Abwegen	115
Die Stiegengalerie im Schwabhaus	134
„eine ART Beisl“, oder: Im Grenzbereich der Akzeptanz	161

DAS HAUS AM YPPENPLATZ

Hü und hot und gemma Burli und beiß net Gretl und vieles mehr rief der Trambahn-Kutscher seinem Pferdegespann zu, als sie auf der Alser Straße in Richtung Ottakringer Straße unterwegs waren. Er war stolz auf seine kräftigen Braunen, wie er die Rösser nannte, und da die Straße leicht anstieg, ließ er die Peitsche mit lautem Knallen durch die Luft sausen, um sie anzutreiben und die Tramway zügig in Bewegung zu halten.

Man schrieb das Jahr 1865 und die erste Pferdetramway Wiens, die sich vom Schottentor über die Alser Straße und die Ottakringer Straße bis zur Wattgasse hinzog, war erst vor einigen Monaten unter Pauken und Trompeten und der Anwesenheit des Kaisers eröffnet worden.

Als die Tramway in der Ottakringer Straße Halt machte, hörte man zu ihrer Linken, vom Exerzierplatz her, den Lärm von Truppenübungen; das rhythmische Stampfen der Soldatenstiefel auf dem Kopfsteinpflaster, die Kommandorufe der befehlshabenden Offiziere sowie das Schnauben und Wiehern der Kavalleriepferde.

Die schweißnassen Zugrösser der Tramway schüttelten unruhig ihre Mähnen und stampften lautstark mit den Hufen auf das Kopfsteinpflaster, sodass der Kutscher erleichtert die Bremse löste, als alle Fahrgäste endlich aus- und eingestiegen waren und das Gefährt sich wieder in Bewegung setzen durfte, weg von Exerzierplatz und Kavallerie.

Damals war der Exerzierplatz ein riesiger Truppenübungsplatz für das kaiserliche Militär, der sich

von der Ottakringer Straße bis hin zur mehr als einen Kilometer entfernten Thaliastraße erstreckte. Auch das Areal des heutigen Yppenplatzes war, obwohl zu einem Park umfunktioniert, Teil dieses Platzes.

Schon 1830 hatte sich in der Thaliastraße ein kleiner Markt gebildet, der mehr als fünfzig Jahre später weiter in die damals entstandene Brunnengasse hineinwachsen sollte.

Im Jahr 1872 wurde der Exerzierplatz aufgelassen und zum Verbau mit Wohnhäusern freigegeben, sodass schon wenige Jahre danach ein Großteil des Areals in Wohngebiet umgewandelt war. Auch am nördlichen Rand des neuen Baulandes entstand in den Jahren 1872 bis 1890 eine nahtlose Reihe von Gründerzeithäusern, die diesen Teil des Platzes in einem Viereck umrahmten und so den späteren Yppenplatz bildeten.

Einige Jahre danach wuchs der inzwischen entstandene Brunnenmarkt, der sich die Brunnengasse entlangzog, mit dem neu entstandenen Markt am Yppenplatz zu einem vielfältigen Großmarkt zusammen. Im Jahr 1897 war am Yppenplatz der zweite Ottakringer Markt eingerichtet worden und 1899 wurde das Marktamtsgebäude erbaut.

Nach dem von Deutschland gegen Frankreich gewonnenen Krieg in den Jahren 1870 und 1871 flossen große Summen französischen Kapitals auch nach Österreich und ermöglichten einen rasanten Wirtschaftsaufschwung, von dem auch die Bautätigkeit in Wien betroffen war. Der zunehmende Bedarf an Fachkräften wurde durch eine liberalere Migrationspolitik abgedeckt. Durch die Eingemeindung der Vorstädte und den Zuzug hunderttausender Arbeitskräfte, vor allem aus Böhmen und Mähren, ent-

wickelte sich Wien bis 1910 zur viertgrößten Millionenstadt der Welt.

Der Markt in der Brunnengasse, der inzwischen als der größte Straßenmarkt Wiens galt, gab dieser Gegend schon damals ein lebendiges und buntes Gepräge. Bereits am frühen Morgen karrten die Bauern der Umgebung Wiens ihre Ware mit Pferd und Wagen heran, um sie der Bevölkerung von Ottakring und Umgebung anzubieten. Es wurde lautstark gefeilscht und gekauft, gelobt und geschimpft.

Jeder Standler hatte seine Stammkunden, mit denen er die neuesten Ereignisse besprach; mehr oder weniger wahrheitsgetreu, was denn so geschehen war mit dem einen oder dem anderen, im Guten wie im Bösen. Viel Tratsch und Klatsch zwischen Bauern und deren Kunden wurde ausgetauscht, während Obst, Gemüse, Wurst und Fleisch und vieles mehr den Besitzer wechselten.

Wichtige Sozialkontakte wurden dabei geknüpft und diese oftmals im nächstgelegenen Wirtshaus begossen und besiegelt.

Aber auch in den ebenerdig gelegenen Verkaufsläden der Häuserketten, welche sich entlang der Brunnengasse hinzogen, gab es ein reges Geschäftsleben, eine intakte Infrastruktur für kauflustige Bewohner dieser Gegend.

Eine lebendige Wiener Marktszene, bunte Bilder nahtlos aneinandergereiht prägten den Alltag am Yppenplatz.

Auch das Haus Nr. 12 in der Payergasse, einer Straße, die entlang der Nordseite des Yppenplatzes verläuft, war ein Bestandteil dieser Infrastruktur. Schuhhaus stand damals mit großen Buchstaben an

der platzseitig gelegenen Hausfassade. Es war im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs im Jahr 1886 erbaut worden, um darin Schuhe zu erzeugen und diese, in einem im ersten Stock des Hauses gelegenen Geschäft, im Detail zu verkaufen. Außerdem befanden sich im Haus eine Tabak-Trafik, ein kleiner Laden, der Butter, Eier und Käse verkaufte, sowie die Gemischtwarenhandlung des Herrn Josef Spiegel; alle ebenerdig gelegen und vom Platz aus zu betreten.

Mit einer auffallend schön gegliederten Fassade und den großen, hohen Doppelfenstern, welche die vier Meter hohen Räume der Schuhfabrik hell und arbeitsfreundlich machten, stand dieses dreistöckige, ins Auge fallende Haus in Reih und Glied mit den übrigen Gründerzeithäusern rund um den Yppenplatz.

Es war zehn Minuten vor sieben, als Milan Sovinz und Josef Berger fast gleichzeitig vor dem Tor des Schuhhauses in der Payergasse 12 eintrafen, um gemeinsam mit einigen anderen Arbeitskollegen durch den breiten, hellen Stiegenaufgang nach oben in den zweiten Stock zu ihrem Arbeitsplatz zu gelangen.

Durch die großen Gangfenster schien die Morgensonne und erleuchtete das breite, großzügig angelegte Stiegenhaus mit freundlichem Hell.

Im Gegensatz zu anderen Häusern hier am Platz fehlte der für Bassenahäuser typische unangenehme Ganggeruch, da sich Toiletten und Fließwasser im Inneren der Werkstatträume befanden.

Die großen Fenster am Arbeitsplatz ließen nicht nur Licht und Sonne einfluten, sondern gaben auch den Blick auf das lebendige Treiben am Yppenplatz und auf der einmündenden Brunnengasse frei.

Beide, Josef und Milan, trugen eine schon etwas verblichene blaue Arbeitskleidung und auf dem Kopf eine Kappe mit kurzem Schirm. In der Hand hielten sie eine Tasche, in der sie ihr Mittagessen – Speck- und Schmalzbrote sowie einige Äpfel und ein paar Zwetschken vom nahen Markt – mit sich trugen.

Sie verdienten genug, um von ihrer Arbeit anständig leben zu können, und machten einen recht zufriedenen Eindruck.

Ein paar Minuten nachdem sie die Werkstätte betreten und die Maschinen kontrolliert hatten, banden sie sich ihre Lederschürzen um und begannen mit der Arbeit.

Die Arbeitsbedingungen in diesem Schuhhaus waren für die damaligen Verhältnisse äußerst angenehm und die Innengestaltung der Räumlichkeiten war ihrer Zeit weit voraus.

Es war im Frühjahr 1986, als mich Horst in Graz anrief und mir mitteilte, dass er ein Mietshaus in Wien zum Verkauf habe.

Du musst es dir unbedingt ansehen, Bernd, ich kenn dich gut genug um zu wissen, was dir gefällt, sagte er. Ich kann dir nur sagen; es ist genau das Objekt, nach dem du schon so lange suchst, keine Frage, da bin ich mir ganz sicher.

Gleich nachdem ich von meinem fast zwanzigjährigen Aufenthalt in Stockholm im Jahr 1983 wieder nach Graz zurückgekehrt war, hatten sich unsere steinigen Wege gekreuzt, die des Immobilienmaklers Horst Gubensäck, und die meinen.

Er war kein Makler im herkömmlichen Sinn, sondern ein höchst bemerkenswerter Mann, der ein gutes

Geschäft in Sekundenschnelle instinktiv erkannte und sofort – ohne lange zu zögern – reagierte, aus dem Bauchgefühl heraus seine Entscheidungen traf; ohne zeitaufwendige Recherchen oder komplizierte Kosten-Nutzen-Rechnungen, wodurch er sehr oft die Konkurrenz hinter sich ließ. Horst irrte sich nie.

Auch hatte er die Gabe, kuriose, ausgefallene Menschen in seinen Bann zu ziehen und sich mit ihnen zu umgeben. In seiner Gesellschaft geschah oft Unerwartetes; er war immer für Überraschungen gut, es wurde einem nie langweilig mit ihm.

Ich war erwartungsvoll nach Wien gekommen, um Horst zu treffen, der mir das Haus am Yppenplatz, Payergasse Nr. 12, zeigen und verkaufen wollte.

Wir schlenderten gemeinsam, von der Thaliastraße kommend, inmitten des bunten Markttreibens die Brunnengasse entlang, in Richtung meines Traumhauses, wie er es inzwischen schon nannte, und nutzten die Gelegenheit, um seltene Gewürze, exotisches Obst und Gemüse, aber auch einheimische Ware einzukaufen.

Es herrschte ein ausgeprägt multikulturelles Treiben. Bunt gemischt, in wahllosem Durcheinander wurden türkisches Kebap, steirische Grillhühner, asiatische Nudelgerichte, frisch gegrillte Stelzen und Spanferkel oder zum Tode verurteilte Karpfen, die verzweifelt nach Sauerstoff schnappten, lautstark, in typisch wienerischer Mundart oder in gebrochenem Deutsch angeboten. Kerschis Würstelbude, in der auch Pferdeleberkäse verkauft wurde, stand gegenüber Laszlos ungarischem Langosstand. Obst und Gemüse, in den unterschiedlichsten Farben und Formen, war angehäuft zu bunten Hügelketten, sich die Marktstraße entlangzogen.

Achtung, rief ich Horst zu, als eine massige, mit einem schwarzen Tschador verhüllte Türkin, die einen Kinderwagen für Zwillinge wie einen Streitwagen vor sich herschob, schnellen Schrittes gnadenlos auf uns zusteuerte. Mit einer schnellen Seitenbewegung wich ich aus und umarmte dabei unfreiwillig eine ältere Frau, die in ihren Händen einige Plastiksäcke hielt, prall gefüllt mit Obst und Gemüse.

Mein lieber Herr, könnan S' net aufpassn, sagte sie unwirsch, während ich versuchte, mich von ihr loszulösen, um mein Gleichgewicht wieder zu erlangen.

Es war eine aus vielen Ländern und unterschiedlichen Kulturen bunt zusammengesetzte Käuferschar, die sich in der Brunnengasse bis vor zum Yppenplatz nebeneinander und miteinander fortbewegte. Nach einiger Zeit hatten wir uns den hier herrschenden Gegebenheiten angepasst und ich war von dem lebhaften, facettenreichen Geschehen um mich herum überrascht und begeistert.

Ich hab ja gewusst, dass du dich hier wohlfühlst, auch das Haus wird deine Erwartungen übertreffen, wart ab, gleich sind wir da, sagte Horst. Er schien sich seiner Sache sicher.

Als sich der Yppenplatz vor uns auftat und den Blick auf die vielen Lager- und Verkaufshallen, die sich in der Mitte des Platzes befanden, freigab, zeigte Horst auf eines der Gründerzeithäuser, welches uns gegenüber, auf der anderen Seite des Platzes gelegen war. Da ist es ja, dein Haus, sagte er selbstsicher und unbekümmert, so als hätte ich dem Verkauf bereits zugestimmt.

Neugierig betrachtete ich das gut erhaltene, viergeschoßige Gebäude mit seiner grauen, schön gegliederten Fassade und den ungewöhnlich großen

Doppelfenster, welche hin und wieder das strahlende Sonnenlicht reflektierten. Die Hausfront zeigte gegen Süden.

Warum hat es so riesige Fenster?, fragte ich Horst.

Vor fast genau einhundert Jahren wurde es nicht nur als Wohnhaus, sondern auch zur Herstellung von Schuhen gebaut, antwortete er, und große Fenster geben viel Licht und sparen Strom. Die kleine Schuhfabrik wurde mehr als dreißig Jahre später, gleich nach dem Ersten Weltkrieg, aufgelassen, und ihre Arbeitsräume und Büros zu Wohnungen umgebaut.

Woher hast du diese Information, fragte ich ihn überrascht, du bist ja sonst, zumindest was dein kulturelles Wissen anbelangt, nicht so ... Hier unterbrach mich Horst irritiert und erzählte, dass er zufällig, als er bei seinem letzten Besuch vor dem Haus gestanden war, von einem Herrn Zeisig, der im Bezirksmuseum Ottakring arbeitete, angesprochen wurde, und dieser ihm sämtliche Einzelheiten über die geschichtlichen Ereignisse rund um das Haus erzählt hatte.

Grüß Gott, ich bin der Herr Zeisig, hatte er gesagt und zugleich seine Brieftasche gezückt, um daraus das Foto eines Vogels zu entnehmen. Ich heiße genauso wie dieser Vogel, hatte er mir erklärt und mir gleichzeitig das Bild vors Gesicht gehalten. Ein verschrobener, aber sehr netter Experte mit fundiertem Wissen, was die Geschichte Ottakrings anbelangt; soweit ich das beurteilen kann.

Na so was, auch der Marmeladenkönig betreibt hier eine Verkaufshalle; das hätte ich mir nicht gedacht, Staud's Marmeladen am Yppenplatz, das überrascht mich, sagte ich freudig.

Ich wusste damals noch nicht, dass sich die Marmeladenfabrik ganz in der Nähe des Platzes befand.

Während unseres Gesprächs waren wir vor dem großen zweiflügeligen Tor des Hauses Payergasse Nr. 12 angelangt und gingen durch die großzügig gehaltene, mit Kernholz gepflasterte Einfahrt in Richtung Hinterhof. Die Einfahrt war groß genug um einem Auto, oder in früheren Zeiten einem Pferdefuhrwerk, die Durchfahrt zu ermöglichen.

Als wir den Hinterhof betraten, traute ich meinen Augen nicht. Das Haus war in U-Form gebaut, rechts und links erstreckten sich gleich hohe, aber schmale Seitentrakte nach hinten, und in jedem der vier Geschoße befand sich eine Wohnung. Der rückwärtige Teil des betonierten Innenhofs wurde von einem niedrigen Werkstättegebäude, in dem Motorräder repariert wurden, abgeschlossen.

Horst lächelte geschmeichelt, als er meine Begeisterung sah; als hätte er selbst das Haus entworfen und gebaut.

Auch das Stiegenhaus übertraf all meine Erwartungen, ein breiter heller Stiegenaufgang, gestützt von vier kräftigen, viereckig gemauerten Säulen, zog sich vom Parterre ausgehend bis hinauf in das dritte Stockwerk. Im Stiegenhaus war es möglich, tief durchzuatmen; es roch angenehm, da sich im Gangbereich weder Toiletten noch die üblichen Wasserbecken befanden. Sehr ungewöhnlich für ein Gründerzeithaus, aber vielleicht nicht so sehr für ein ehemaliges Schuhhaus.

Der Keller erwies sich als trocken, das Holz des Dachstuhls in bestem Zustand, und ich war begeistert. Nur eine Stunde, nachdem wir das Haus betreten

hatten, saßen Horst und ich im Wirtshaus und besiegelten den Kauf.

Ich klopfte an der einen Tür und dann wieder an einer anderen; grüß Gott Frau Fellinger, guten Tag Herr Schäfer, darf ich mich vorstellen ... Dann kam mir Frau Mittermayer im Flur entgegen, sie war vom dritten Stock aus die Stufen herabgekommen und steuerte direkt auf mich zu; ah der neue Herr Hausherr, mein neuer Nachbar, begrüßte mich die alte Frau freundlich, aber mit lauter Stimme, da sie etwas schwerhörig war. Bitte nennen Sie mich nicht Herr Hausherr, Herr Höfer reicht vollkommen. Ja, Herr Hausherr, bitt schön, Herr Hausherr, gerne, antwortete sie etwas verwirrt, um sich kurz darauf wieder zu entfernen.

Geht man auf den Ottakringer Friedhof, so ist es nicht ungewöhnlich, einen Grabstein zu entdecken, auf dem der Beruf des Verstorbenen mit Hausherr angegeben ist; mei Vater war a Hausherr und a Seidenfabrikant ... solche und ähnliche Gedanken gingen mir durch den Kopf und berührten mich unangenehm. Dieses Wort hat für mich, in der heutigen Zeit, keine Berechtigung mehr, die Welt ist eine andere geworden und diese Anrede hat sich eher zu einem Schimpfwort entwickelt.

Die Wohnung Top 18 befand sich im dritten Stock, platzseitig, direkt neben jener von Frau Mittermayer, und bestand aus Zimmer, Küche und Kabinett. Sie war vor einigen Wochen frei geworden, oder besser gesagt, ich hatte die Wohnung um einiges Geld abgelöst, da ich dringend einen Wohnsitz in Wien benötigte.

Es gab eine Toilette in der Wohnung, das war Luxus in einem Gründerzeithaus; auch befanden sich eine frei stehende Kabinendusche und ein stinkender Ölofen darin, für nicht renovierte Wohnungen war dies der übliche Standard in diesem Haus. Aber die wunderbare freie Aussicht auf den Platz sowie die Helligkeit der Räume ließen einen den niedrigen Wohnungsstandard schnell vergessen.

Viele der Altmietter hatten wenig Geld, oft nur eine bescheidene Rente; sie mussten jeden Schilling zweimal umdrehen, bevor sie ihn ausgaben. Die Wohnung zu modernisieren, das blieb für die meisten ein unerfüllter Traum.

Zum Glück hatten einige von ihnen einen Kronenzins-Mietvertrag, noch aus vergangenen Zeiten, und bezahlten nur eine sehr geringe Monatsmiete; das half, ein halbwegs anständiges Leben führen zu können.

In gewisser Weise aber waren sie dieser Gegend hier, diesem Haus, auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Auf Grund ihrer finanziellen Situation gab es keine Möglichkeit, ihre Wohnung gegen eine in einer anderen Gegend zu tauschen, falls dies ihr Wunsch gewesen wäre.

Wer tauscht schon seine, in einer anständigen Gegend gelegene Wohnung, mit womöglich gleich niedrigen Mietskosten, gegen meine?, fragte Herr Schäfer. Wer will überhaupt hier in dieser Gegend am Brunnenmarkt wohnen? Ich kann mir so einen Wohnungswechsel nur leisten, wenn mir eine ordentliche Ablöse geboten wird, erklärte er mir, wobei er mich erwartungsvoll ansah. Auch er hatte von der großzügigen Ablöse gehört, die ich dem Mieter im dritten Stock bezahlt hatte.

Herr Schäfer, was ist denn so schlecht und unanständig hier am Brunnenmarkt?, fragte ich ihn. Sie sind ja nicht der erste Bewohner hier im Haus, der mich wegen einer Ablöse anspricht. Warum wollen so viele Mieter von hier wegziehen und die Payergasse 12 wie ein sinkendes Schiff verlassen? Ist hier die Pest ausgebrochen oder vielleicht die Cholera?, fragte ich provokant.

Das verstehe ich nicht, ein so schönes Haus, mit so reichhaltigem, buntem Leben – auch in nächster Umgebung – und einer Infrastruktur, die ihresgleichen sucht, sozusagen direkt vor dem Haustor. Ich für meinen Teil fühle mich diesem Platz und dem Haus sehr verbunden, vom ersten Augenblick an habe ich mich hier wohlgeföhlt, fügte ich hinzu.

Als er weitersprach, wirkte er etwas verunsichert, er kannte mich ja kaum und wusste nur sehr wenig über mich; weder meine politischen noch meine sozialen Ansichten waren ihm bekannt. Vorsicht war geboten.

Sie leben ja erst seit kurzer Zeit hier und haben keine Ahnung davon, wie viel sich im Laufe der letzten Jahre zum Schlechten verändert hat; Sie haben keine Kinder, die in diesem Milieu aufwachsen müssen und Schulen besuchen, mit einem Ausländeranteil von bis zu siebzig Prozent. Viele sprechen kaum Deutsch, wodurch das Lernniveau katastrophal niedrig ist.

Nachdem er mich in seine Wohnung auf einen Kaffee eingeladen hatte, fragte ich ihn noch einmal, was denn in den letzten Jahren um so viel schlechter geworden sei, so schlecht, dass er unter keinen Umständen bleiben wolle.

Herr Schäfer war so um die vierzig Jahre alt, also kein typischer Altmietler dieses Hauses, dazu war er zu

jung, hatte aber den Kronenzins-Vertrag seiner Mutter übernommen, als diese ein Pflegefall geworden war.

Jetzt bewohnte er gemeinsam mit seiner Frau und seinen zwei halbwüchsigen Töchtern diese Wohnung, in der er schon von Kind an gewohnt hatte.

In den letzten Jahren hat eine enorme Zuwanderung hier in dieser Gegend stattgefunden, erzählte er, anfangs waren wir davon nicht so sehr betroffen, dann aber, als der Ausländeranteil rasant anstieg, wurden die damit im Zusammenhang stehenden Veränderungen immer deutlicher sicht- und spürbar. Zuerst haben wir uns nicht viel dabei gedacht, als aber der Brunnenmarkt fast nur mehr von Türken betrieben wurde, weil die Wiener Standllbesitzer, sobald sie einen Platz aufgaben, diesen an einen Türken verkauften, hat der Markt einen ganz anderen Charakter angenommen.

Die Ware ist schlechter geworden, fast alles wird nur noch am Großmarkt in Inzersdorf eingekauft und der österreichische Kunde muss sich jetzt hinten anstellen, da die türkischen Händler ihre eigenen Landsleute bevorzugen. Es kommt nicht selten vor, dass die gekaufte Ware, wenn du diese zu Hause auspackst, auch faule Früchte enthält. Du, als Einheimischer, darfst ja beim Kauf nicht einmal selbst die Ware in die Hand nehmen, um sie zu prüfen. Die türkische Hausfrau hingegen unterzieht jede Frucht, bevor diese ins Sackerl wandert, einer genauen Qualitätskontrolle.

Da reden die Politiker immerzu von einem herzlichen Miteinander der unterschiedlichen Volksgruppen hier am Brunnenmarkt, von einer schönen Gemeinschaft, die sich ihrer Meinung nach entwickelt haben soll – besonders bei ihren Ansprachen vor den Wahlen wird dies betont –, aber sie haben

selbst keine Ahnung, worüber sie eigentlich sprechen, sagte Herr Schäfer leicht erzürnt.

Selber wohnen sie in feinen Gegenden und sammeln ihre multikulturellen Erfahrungen vielleicht mit Hilfe einer polnischen Haushälterin, die fünfmal in der Woche zum Putzen kommt, oder durch eine Diplomatenfamilie aus England, die in der Nachbarvilla wohnt und bei der sie manchmal zum five o'clock tea geladen sind. Natürlich darf man auch die einseitigen, kaum der Realität entsprechenden Informationen, die uns über diverse Medien gefiltert und beschönigt vorgesetzt werden, nicht vergessen.

Ein bereicherndes Miteinander unterschiedlicher Kulturen, ein Zusammenwachsen verschiedener Volksgruppen mit unterschiedlichen Glaubensbekenntnissen, ich kann diese Märchen schon nicht mehr hören, sagte er aufgebracht.

Nicht nur alteingesessene Wiener denken wie ich, teilweise auch die jüngere Generation. Offen sprechen darüber, das traut sich fast keiner hier am Platz, obwohl ich glaube, dass ehrliche Gespräche eine bereinigende und positive Wirkung hätten. Dieses Schimpfen hinter vorgehaltener Hand und Sichgegenseitig-Beschuldigen trägt sicher nicht dazu bei, ein Miteinander zu finden.

Medien und Politiker, besonders die extrem links-lastigen, haben uns jahrelang vorgeschrieben, wie wir uns gegenüber Einwanderern zu verhalten hätten, ohne dabei auf unsere eigenen Probleme Rücksicht zu nehmen. Hauptsächlich wurde davon gesprochen, wie schwierig sich der Anpassungsprozess für Migranten darstelle, und was wir zu tun hätten, um ihnen das Leben zu erleichtern. Nie wurde über unsere eigenen,

durch die Zuwanderung entstandenen, veränderten Lebensverhältnisse gesprochen, wir hatten uns ganz einfach zu fügen, uns ohne Wenn und Aber den veränderten Umständen anzupassen.

Vielleicht ein respektvolles Nebeneinander, in dem unterschiedliche Religionen und Ansichten beidseitig akzeptiert werden, das könnte auf längere Sicht gesehen funktionieren, sagte er nachdenklich, das würde die Gemüter etwas beruhigen.

In den nächsten Jahren sollte sich der Charakter des Hauses in der Payergasse 12 wesentlich verändern.

Einige der Altmieten nutzten die Gelegenheit, ihre Wohnung zu verlassen, um in eine, wie sie es nannten, bessere Gegend zu übersiedeln, wodurch freier Wohnraum entstand. Andere wiederum wollten unbedingt bleiben und erklärten mir, dass sie sich hier sehr wohl fühlten und auch den Markt mit all seiner Vielfalt sehr zu schätzen wüssten.

Neue Mieter, meist jugendlich und zukunftsorientiert, zogen in frei gewordene Wohnungen ein und verbreiteten durch ihre positive Einstellung und ihre Freude, hier Wohnraum gefunden zu haben, eine angenehme Stimmung. Kein Platz mehr für Streit und Zank.

Auch Kunst und Kultur sollten in diesem Haus schon nach einigen Jahren stark spürbar Einzug halten und in der Folge einer bunt gemischten, aufgeschlossenen Gruppe von intellektuellen Mietern den Weg bereiten.

Anmerkung: Die Payergasse ist nach dem Polarforscher und Maler Julius von Payer benannt. Gemeinsam mit Carl Weyprecht leitete er in den Jahren 1872–1874 die große österreichisch-ungarische Nordpolexpedition, welche die Entdeckung des Franz-Joseph-Landes zur Folge hatte.

Bernd Höfer, geboren in Bruck/Mur, besucht bis 1962 die HTL in Graz. Er lebt und arbeitet von 1963 bis 1982 in Stockholm als Manager einer technischen Firma, sowie als freischaffender Fotograf und Industriefotograf. 1983 kehrt er nach Österreich zurück, distanziert sich von seiner technischen Laufbahn und wendet sich verstärkt der Kunstfotografie, in der Folge auch der Literatur zu.

Von einschneidender Bedeutung für sein Leben waren seine Begegnung im Frühjahr 1989 mit dem Dramatiker Werner Schwab sowie die folgenden zweieinhalb Jahre, in denen er dessen Wegbegleiter sein sollte. Diese Bekanntschaft trug dazu bei, wenn auch erst einige Jahre danach, sein Leben grundlegend zu verändern.

Zahlreiche Fotoausstellungen u.a. in Stockholm, Miami, Lemberg, Graz und Wien, sowie die Eröffnung der „Stiegengalerie im Schwabhaus“ und die damit verbundenen Tätigkeiten prägen sein Leben 1995 bis 2005.

2004 erfolgt die Präsentation seines Foto-Text-Bandes *Totgestrandet/Jetsamed* in der Fotogalerie Westlicht, danach arbeitete er, seine künstlerische Tätigkeit betreffend, ausschließlich als Schriftsteller.

2008 erscheint sein erstes Buch – eine biografische Erzählung über den Dramatiker Werner Schwab, gefolgt von einigen Prosa-bänden.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien